

Autobiografie

**GINA
PIETSCH
MEIN DÖRFCHEN
WELT**

Mit Bildteil

neues leben

Über das Buch

Als Gina Pietsch ihre musikalische Laufbahn beginnt, ist die Welt eine andere. Mitten im Kalten Krieg reist die Sängerin aus der DDR mit ihrer Gruppe Jahrgang 49 um die Welt. Sie spielen von Mexiko über Kuba bis Vietnam. Die Lieder werden überall verstanden, denn ihre Botschaft ist international: Es geht um das Streben nach einer gerechteren, humaneren Gesellschaft. Pietsch ist hiervon auch als Solokünstlerin nicht abgewichen. Doch die Zeiten haben sich gewandelt. Ihr Buch erzählt von den alten und neuen Kämpfen, von Kunst unter dem Druck der Selbstvermarktung und von Gina Pietschs Stärke und Freude, erhobenen Hauptes zu leben, zu singen.

Über die Autorin

Gina Pietsch, geboren 1946 in Querfurt, studierte Germanistik und Musik an der Karl-Marx-Universität Leipzig und das Fach Chanson bei Gisela May an der Hochschule für Musik Hanns Eisler Berlin. An der Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch absolvierte sie ihr Schauspielstudium. Pietsch war Mitglied des Oktoberklubs und der Gruppe Jahrgang 49. Seit Mitte der achtziger Jahre tritt sie als Solokünstlerin auf. Besonders ihre Brecht-Liederabende erfreuen sich ungebrochener Beliebtheit. Zuletzt trat sie mit einem Luther-Programm sowie einem Abend zur Oktoberrevolution an die Öffentlichkeit.

Wir danken Gerd Eggers und Werner Karma, die ihre Texte für den Abdruck zur Verfügung gestellt haben.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-355-01864-7

© 2017 Verlag Neues Leben, Berlin
Umschlaggestaltung: Verlag, Karoline Grunske
unter Verwendung eines Fotos von Binder/Thiele

Die Bücher des Verlags Neues Leben
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.eulenspiegel.com

INHALT

Vorwort	7
Leben in Querfurt	9
Mama Annelise	11
Papa EO	14
Schwester Mara	21
Lernen in Rudolstadt	24
Weiter lernen in Leipzig	34
Arbeiten in Berlin	50
Eine nicht gelungene Liebe	52
Ein Festival	60
Profi lernen in der Welt	66
Trauer lernen	77
Eine unmögliche Liebe	81
Umbrüche und Umzüge	86
Eine ungewöhnliche Liebe	91
Direkt am Rohr	96
Aufregungen, Spaltungen, Fehler	98
Arbeit in der »neuen Welt«	101
Der Mamai-Hügel und andere Irritationen	107
Urlaub in der »alten Welt« und Reise nach Westberlin	111
Vietnam im Jahr des Pferdes	114
Festival fantastico	121
Ein langer Abschied	125
Umbrüche, jetzt aber richtige	131
Brecht	134
Gundi	141
Noch mal lernen, für Bühne, Leben und Funk	144
Ein Kinobesuch ohne Kino	153
Die Kirche und ich	163

Christine	168
Hannes	175
Die Mauer fällt und alles wandelt sich	181
Berlin und ein paar Freundschaften	188
Gerhard	192
Dieti	196
Ewa, Frauke, Martha, Verena, Rosa, Charlotte, Grete, Therese, Margret, Helene, Sabine, Jalda – Frauen eben	203
Eine endlich gelebte Liebe	219
Heidrun, Mikis und Mauthausen	228
Bardo	234
Faschismus ist keine Meinung, sondern ein Verbrechen	241
Dichterlieben	247
Noch ein bisschen Theater	252
Lernen von Schülern	254
Inszenieren	257
Zur Abwechslung mal Oper	261
Was bleibt und was kommt – Erfahrung und Hoffnung	262

VORWORT

Liebe Leserin, lieber Leser!

Wenn Sie dieses Buch in der Hand halten, wissen Sie, ich möchte erzählen, mich erinnern, versuchen also, mein Leben noch einmal zu erleben. Nicht einfach, weil meine mehrmaligen Ansätze Tagebuch zu schreiben, immer auf der Strecke blieben. Aber ich hab Kalender und Briefe und Kritiken und ein paar Freunde sogar aus Zeiten, die recht lang zurückliegen. Dann redet man und freut sich, was da alles wieder hochkommt, Erlebnisse, Erfahrungen, Freuden und Verletzungen, Behaltenes und Verdrängtes auch. Nichts davon kann als objektiv gelten, jede Erinnerung ist subjektiv, emotional gefärbt, manipulierbar in jedem Sinne des Wortes.

Es gehört ein gewisser Mut dazu, sich damit zu beschäftigen, ein größerer, so vermessen zu sein, damit an die Öffentlichkeit zu gehen, anderen mit sich selber »auf den Wecker zu fallen«. Der Verlag hat mir vor zehn Jahren schon einmal diese Vermessenheit angetragen. Damals hab ich sie abgelehnt, aus Schamgefühl, Bescheidenheit oder einfach nur Faulheit? Ich weiß diese Gefühlslage nicht mehr genau zu benennen. Hab ich mich nicht gut gefühlt damals? Wenn so, dann ein Glück, dass ich nicht an die Arbeit gegangen bin. Man macht ja bekannterweise jede Arbeit und so auch die des Erinnerns besser, wenn man sich gut fühlt. Derzeit fühl ich mich also gut genug, von der Politik in der Welt und diesem Lande mal abgesehen.

Erinnern an scheinbar bislang Vergessenes kann wundern machen, erinnern an schöne Dinge des Erlebens Freude, erinnern an schlimme Trauer und Ärger und Nichtbegreifen. Das ist leicht auszuhalten für mich selber. Es kann schwer auszuhalten sein für andere, die ich hineinziehe in mein Leben, weil sie dazugehören oder einmal

dazu gehörten. Die Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit, der man sich stellen sollte, schreibt man über ein Leben, kann Schmerzen von damals verdoppeln, weil sie nicht mehr geteilt werden. Deshalb: Was erzählt man, was sollte man verschweigen um des anderen willen? Ob bewusst oder unbewusst, ob gewollt oder gerade nicht, wer öffentlich sein Leben erzählt, kommt an Tabus nicht vorbei, auch wenn er sich noch so viel verkneift. Irgendwo macht man sich nackt, hat so, ob charakterlich geschamig oder nicht, mit dieser Nacktheit zu leben. Ich bin fern davon, hier meinen Mut auszuspielen, denn irgendwie ist die Vorstellung, dass einem jemand zuhört oder von einem liest, ja auch schön und erhebend.

Ich danke dem Verlag, dass er mir die Gelegenheit gab, erzählen zu dürfen und gelesen zu werden. Ich danke meinem Mann Gerd Belkuis, Heidrun Hegewald, Therese Hörnigk, Dietmar Ungerank, Gabriele und Martin Meyer für Anregungen und Korrekturen und insbesondere für ihre Ermutigungen. Ich hoffe also jetzt schon, so verstanden zu werden, wie ich es mir wünsche, bitte jeden um Verzeihung, der sich schlecht behandelt fühlt, versichere, nicht weh tun zu wollen, und bin allen dankbar, die sich für mein Leben interessieren.

Gina Pietsch

LEBEN *in* QUERFURT

Wo komme ich her? Aus einem kleinen Nest, nein, doch einer Stadt, im südöstlichen Harzvorland, im Tal der Querne, und also mit dem Namen Querfurt. Eine Journalistin, die mich porträtierte, fand den Namen meines Geburtsortes äußerst passend, da das Quer darin ihr schon mal viel über mich sagte, also Querdenkerin vom 22. Juli 1946 an. Nun ja, was manche so manchmal passend finden.

Dieses Nest Querfurt sah hübsch aus, sanft und hügelig die Landschaft im westlichen Saalekreis, mit einer Hochfläche, die eine über 1100 Jahre alte Burg krönt. Es ist eine durch fruchtbare Schwarzerdeböden reiche Gegend, die über Jahrhunderte hinweg der Landwirtschaft zu Nutzen war. Das eigentlich war auch der Grund, warum meine Mutter mich hier zur Welt brachte. Denn meine Familie stammte aus dem nahegelegenen, wesentlich bedeutsameren Halle. Hallenser der Vater, die Mutter, die Schwester und alle Groß- und Urgroßeltern. Halle soll damals wunderschön gewesen sein, so wie heute wieder, viele Jahre hindurch, wie man weiß, fast dem Verfall hingegeben, weil die Chemieschwaden von Leuna, Buna und Wolfen die Häuser zersetzten. Meine Mutter hat ewig unter dem Verlust ihrer geliebten Heimatstadt gelitten. Aber warum dann überhaupt weg? Nicht der Bomben wegen, es gab dort keine, oder fast keine. Aber es gab auch nichts zu essen. In Querfurt, wo die Landwirtschaft war, gab es. Das glaubten jedenfalls meine Eltern und zogen hoffnungsfroh in die Querfurter Fichtensiedlung, in ein Haus direkt gegenüber dem eines Großbauern. Der hatte Küche und Keller voll mit Würsten und Schinken und was das Herz von Hungrigen sonst noch begehrt, aber er rückte nichts raus. Meinem Vater zog er beim Kartoffelstoppeln, auf dem Pferd sitzend, eins mit der Reitpeitsche über, und meine

Mutter erhielt für das Stricken eines Cocktailkleides mit Tellerrock, rund eine Million Maschen, einen halben Sack rote Rüben. Was Wunder, dass ich meinen ersten Zuckerrübensirup als Studentin in der Mensa Leipzig kennenlernte.

Für mich, die ich als Kind bis zum fünften Lebensjahr das schöne Halle nicht kannte, war Querfurt auch schön. Vom Wert dieser Burg verstand ich damals nichts, dass sie zu den größten mittelalterlichen in ganz Deutschland gehört und eine Fläche einnimmt, welche die Wartburg sieben Mal aufnehmen könnte, hat mich nicht interessiert. Aber der Weg an der Burg vorbei zu dem Haus, in dem wir mietweise wohnten, gefiel auch mir. Und der Garten zu diesem Haus war so groß und so spannend, es führten zwei Wege an ihm vorbei, einer nach oben zum Fichtenwäldchen, der andere hinunter ins Tal, zwischen beiden eine schräg abfallende Wiese mit vielen Sträuchern zum Verstecken und den anderen Spielen, die man mit vier oder fünf spielt. Und da es uns dann auch schon bissel besser ging, war ich öfter beim Großbauern und holte uns Wurstsuppe, wenn geschlachtet wurde, natürlich auch die nicht geschenkt. Die Burg war das Schärfste, was Querfurt zu bieten hatte, aber vorerst einmal zu meinen eigentlichen Hallenser Wurzeln:

Sowohl mein Vater Erich-Otto Busch, EO genannt, als auch meine Mutter Annelise waren als Kinder Schüler der berühmten, seit 1691 in Halle existierenden Franckeschen Stiftungen. Da diese zur Zeit der Kindheit meiner Eltern nicht mehr Armenschule, sondern Realschule und Höhere Töchterschule, also Lyzeum, geworden war, bezogen Vater und Mutter diese Einrichtungen. Es gab für die Jungen auch das Gymnasium, aber die Familie meines Vaters war wohl ein wenig einfacher gestrickt und auch ein wenig weniger wohlhabend als die meiner Mutter.

Mama ANNELISE

Meine Mama, Annelise Busch, gebürtige Mielke, Hertha Johanna Annelise, um genau zu sein, kam am 22. Oktober 1913 zur Welt, als Kind des Friedrich Robert Ernst Mielke, geboren wie ich, am 22. Juli, aber eben 1887 in Halle, und der Hedwig Frieda Röth, geboren am 30. Mai 1885 in Mühlhausen. Frieda Röth ist die einzige meiner Großeltern, die ich kennengelernt habe, noch in Querfurt, denn spätestens 1952 starb sie. Mein Großvater Friedrich Mielke war ein begüterter Kaufmann, der ein großes Geschäft mit Werbeartikeln für andere Kaufleute in Halle führte. Er war ein schlanker, großer, recht »stattlicher« Mann, wie man dem etwas komisch-stolzen Foto entnehmen kann, in der Uniform des Ersten Weltkrieges, mit Pickelhaube, Kurzsäbel und Kaiser-Wilhelm-Bart. Meine Großmutter war eine gut aussehende Frau. Der damals ungewöhnliche alte Bibelname Mara ist in unserer Familie geblieben, weil meine Tante Mara mit neunzehn Jahren an Leukämie starb, genau an dem Tag, an dem acht Jahre später meine Schwester geboren wurde. Da fielen die Worte der Oma: »Ach, jetzt kommt meine Mara wieder.« Und so hieß denn meine Schwester auch so, und ihre kleine Urenkelin, geboren vor vier Jahren, heißt nun wieder so.

Meine Mama, da, wie gesagt, aus gutbürgerlichem Hause kommend, besuchte das Lyzeum der Franckeschen Stiftungen, und wurde dort furchtbar christlich und furchtbar streng erzogen. Eine Strafe war, bei welchem Vergehen hab ich vergessen, das Schrubben der Treppe mit Zahnbürste. Meine Mama musste das einmal auf sich nehmen, und Spuren hat das sicher hinterlassen. Denn auch später ließ sie viel über sich ergehen. Sie lernte, sich ducken oder sich verkriechen, wenn etwas nicht zu umgehen war. Streit zwischen meinen Eltern hab ich nicht ein einziges Mal erlebt.

Nun ja, mein Vater war der Patriarch, und sie hat wohl auch nicht groß aufgemuckt. Dabei waren sie durchaus unterschiedlich, mein Papa sehr frei in seinen Ansichten, zum Körper zum Beispiel, meine Mama wirklich genant, also bissel prüde. Aber das war wohl eine Hinterlassenschaft des Franckeschen Lyzeums. Und so war es nicht immer leicht für meinen Vater; meine Aufklärung musste er übernehmen, zum FKK-Strand konnten wir nur ganz früh, wenn meine Mutter im Zelt noch schlief. In meinem ganzen Leben hab ich sie nie nackt gesehen, weil schon das Badezimmerfenster, trotz Milchglas, von innen verhängt wurde. Ja, und der Klaps auf ihren Po, den sich der große Gustaf Gründgens erlaubte, als er ausnahmsweise mal im Hallenser Theater war, wo sie Maskenbildnerin lernte, hat sie noch empört, als sie mir davon berichtete, allerdings auch mit einem ganz klein bisschen Stolz gemischt. Auch die Maskenbildnerie: so ein schöner Beruf. Sie konnte ihn aus dem Effeff. Meine Puppen Rosemarie und Peter hatten kämmbares Echthaar, das sie aus den abgeschnittenen Zöpfen meiner Schwester geknüpft hatte. Und später, als meine ganze Familie im Kulturhaus Rudolstadt-Schwarza Arbeitertheater spielte, hat sie natürlich alle geschminkt. Bloß sich nicht, was ich nie verstand. Sie fand, dass es sich nicht gehöre außerhalb der Bühne. Es muss ihr fast ein bisschen nuttig erschienen sein. Klar, dass ich keinen Meter ungeschminkt auf die Straße gehe.

Überhaupt konnte meine Mama alles, was mit den Händen zusammenhing, alle denkbaren Handarbeiten also, für die sie im Kulturhaus Kurse gab. Zirkel nannten wir das damals, Handarbeitszirkel für die Großen, Bastelzirkel mehr für die Kleinen. Jede neue Technik drückte sie sich drauf, Batik mit und ohne Wachs, Klöppeln, Strohbilder, sämtliche Stick- und Strickmuster und das Nähen. In ihren Kursen war meine Mama sehr beliebt, das zumindest konnte man den vielen Briefen entnehmen, in denen Kleine und Große Anteil nahmen an ihrer schweren Krankheit. Die

Beliebtheit meiner Mutter hatte ihre Gründe: Als Kursleiterin konnte sie gut und viel vermitteln und, da sie eine freundliche Frau war, gut mit Menschen umgehen sowieso. Vier Jahre vor ihrem Tode im Jahr 1967, hatte sie noch ein Fernstudium an der Spezialechule für Leiter des künstlerischen Volksschaffens beim Zentralhaus für Kulturarbeit Leipzig begonnen und das auch ordentlich mit Prüfung 1964 beendet. Der gefragteste ihrer Kurse hieß von da an Künstlerische Textilgestaltung. Ja, sie konnte Textil so gestalten, wie in diesem Rudolstadt-Schwarzta, in dem wir seit 1952 lebten, kein anderer. Ich hab das durch, indem ich nur Kleider trug, die sie gestrickt, bestickt, jedenfalls genäht hatte. Das war mir keineswegs immer recht. Dumm, wie kleine Mädchen sind, wollte ich eigentlich lieber die Konsum-Klamotten, die meine Mitschülerinnen trugen. Dabei beneideten die in Wirklichkeit alle mich um die besonderen Sachen. Meine Mama hat mir dann wenigstens nach der Jugendweihe beibringen können, was heute noch meine Devise ist: Stil geht vor Mode.

Kurz nach der Premiere der Kriminalkomödie »Das zweite Gesicht«, die unser Arbeitertheater gab, in dem neben meinem Vater auch sie spielte, begann der Krebs, und am 8. Mai 1967, ausgerechnet an unserem Tag der Befreiung, starb sie, dreiundfünfzigjährig. Ich war gerade im zweiten Studienjahr, in Leipzig also, nicht bei ihr im Bad Blankenburger Krankenhaus, als sie starb, weil mein Vater mich aus Angst, ich könnte ihr etwas über ihren kommenden Tod verraten, betrogen hatte. Gelbsucht erst, dann Nierensteine, hörte ich immer, wo es doch Leberkrebs war. Als sie dann gestorben war, konnte ich, in der Leipziger Straßenbahn sitzend, keine Oma ansehen. Alte Frauen waren mir verhasst, weil meine Mama, über alles lebenslustig, so früh gehen musste.

Papa EO

Mein Vater, Erich-Otto Busch, der in seinem recht großen Umkreis ein von Frauen durchaus begehrtter Mann war, lebte dann noch zwölf Jahre ohne seine Frau, meine Mutter. Die Boxerhündin, die meine Schwester Mara und ich ihm schenkten, weil wir glaubten, seine Trauer durch die verrückte Schöne ein bisschen lindern zu helfen, schaffte das auch, es ging aber nicht lange gut, denn Asta war noch zu jung, also zu stark für die nicht mehr so gut funktionierenden Rückenknöchel meines Vaters.

Als seine Wende kam, also die von der Nazi-Zeit zu dem Leben, das dann DDR hieß, war er ähnlich alt wie ich 1989, also dreiundvierzig. Und Ähnlichkeiten wurden uns beiden oft nachgesagt. Ach, der kleine EO, hieß es, wenn ich ankam. Nun ja, wir sahen uns ähnlich, meine Schwester meiner Mutter, ich meinem Vater, da war der Gesichtsschnitt, die Augen, die prägnante, etwas hervorstehende Unterlippe. Der kleine und der große EO.

Wie es zu mir kam, oder besser, wann, das habe ich mal ausgerechnet. Meine Rechnung ergab den Tag oder die Nacht des Tages, an dem er aus sowjetischer Gefangenschaft nach Hause kam.

In diesen Krieg war er geraten wie die anderen rund 18 Millionen deutschen Soldaten auch, er erst nach Frankreich, dann nach Russland oder in die Sowjetunion, und – wie es der Mythos beschreibt – mit dem Inselbüchlein Nr. 1 aus dem Jahre 1912 im Tornister. Dieses gehört heute zu den Heiligtümern in meiner Büchersammlung: Rilkes »Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke«. Es ist noch das Original, leicht zerfleddert, aber lesbar, nicht nur Rilke, sondern auch die Anzeichnungen meines Vaters. In russischer Kriegsgefangenschaft hat er es vor seinen Mitgefangenen oft gesprochen, aber später eben auch für mich,

seine Tochter, und das so gut, dass mir vor aller Sprachschönheit Rilkes Verherrlichung des Kriegsheldentums gar nicht auffiel. Vor nicht allzu langer Zeit habe ich den »Cornet« wieder gehört, nun als Melodram, rezitiert auf die wunderbare Musik des jüdischen Komponisten Viktor Ullmann. Und auch da war ich mehr gefangen von Rilkes Beschreibung der Liebe des Fahnenträgers zu einer jungen Frau und der Trauer einer alten, die den Tod ihres Sohnes beweint, als vom Krieg.

Mein Vater stand diesen Krieg fast bis zum Ende durch, stolz sich vor Sacré-Cœur in Paris fotografieren lassend oder auf einem rassigen Pferd, als Skijäger dann in Russland, also Sportler, nicht besonders leidend in die Kamera schauend. Sein Soldatendasein endete 1944 mit einem Kopfdurchschuss, weshalb er später ein Glasauge tragen musste, übrigens das Einzige, was dieser unglaubliche Schuss hinterlassen hatte. Eine sowjetische Ärztin hat ihm das Leben gerettet, wie er oft mit einem gewissen Stolz zu berichten wusste. Den Stolz könnte er im Lager gelernt haben, wo er vor seinen gefangenen Mitsoldaten nicht nur wieder Theater spielen, organisieren und inszenieren durfte, sondern wohl auch gänzlich umerzogen wurde. Denn mein Vater war als junger Mann alles andere als ein Antifaschist. Die fünf Jahre Arbeitslosigkeit von 1931 bis 1936 hatten ihn offensichtlich verführt, in Hitler den Retter in der Not zu sehen. Jedenfalls schrieb er Gedichte, die bewundernd und hoffnungsvoll auf den »Führer« verwiesen. Vor einigen Jahren hab ich die von Marion Winter bekommen, meiner Großcousine, Tochter von unserem Onkel Eeeeeeechen – so unterschrieb er immer die Briefe. Der hatte das Büchlein zum Schutz meines Vaters an sich genommen, verwahrt und, obwohl alter Kommunist und unter den Nazis über drei Jahre im Zuchthaus, seinem Freund, dem EO, die Nazi-Anhängerei verziehen. Aber das muss genauer erzählt werden: Kurz bevor er in den Krieg zog, trat mein Vater nämlich in die

NSDAP ein, das allerdings erpresst. Er berichtete es immer so: Meine Schwester Mara, geboren am 27. Mai 1938, war schon unterwegs, ergo sollte so schnell wie möglich geheiratet werden. Bloß war das damals gar nicht so einfach. Laut dem »Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre vom 15. September 1935« musste jeder zum Erlangen einer Heiraterlaubnis einen Ahnenspiegel als »Ariernachweis« vorlegen. Nun fehlten bei meinem Vater die Eintragungen in der Spalte seines Großvaters väterlicherseits. Die Großmutter nämlich war Köchin in der Familie der Freigrafen von Helldorf aus der Sachsen-Anhaltischen Linie gewesen und vom Hausherrn geschwängert worden. Mein Vater, offensichtlich recht blauäugig, hat sich nun tatsächlich aufgemacht zu diesem Adelsitz, um das bestätigt zu bekommen, und wurde natürlich mit Karacho des Hofes verwiesen. Nun stand mein Vater da ohne ordentlich ausgefüllten Ahnenpass. Und hier beginnt die für mich durchaus glaubwürdige Erpressung. Wenn er in die NSDAP einträte, hieß es, würde er die Heiratsgenehmigung bekommen. Und so tat er das. Er blieb freilich »Kandidat«, da, gleich am Beginn des Krieges eingezogen, an der Front die Werbung nicht weiterbetrieben wurde. Trotzdem haben seine Schuldgefühle dazu geführt, dass er sich später zu DDR-Zeiten in allen Fragebögen als NSDAP-Mitglied erklärte.

Aber zurück zu seiner Umerziehung. Die begann in der Sowjetunion noch vor der Kriegsgefangenschaft. Angefangen soll es so haben, in der Ukraine: Da nämlich kam er mit seinem Stab zweimal durch ein und dasselbe Dorf. Und die Babuschka, die ihn auf dem Weg nach Osten mit Tee und Brot begrüßt hatte, fand er auf dem Weg zurück nach Westen an einem Baum, kurz vorher aufgehängt von seinen eigenen Leuten. Damit und mit dem Fund der von den Russen abgeschossenen Munition, die von deutschen Waffenfabriken stammte, wurde er, damals ein dichtender und mitten aus der Elevenzeit als Schauspieler und Sänger

am Hallenser Theater herausgerissener junger Mann, der für Rilke schwärmte und stark emotional reagierte, nur schwer fertig. Es hat ihn aufgeregt, enttäuscht und einen guten Teil von seinem jugendlichen Mitläufertum und seiner Vaterlandsschwärmerei abblättern lassen.

Dann kam er nach Hause und erlebte den Hungerwinter 1945/46 und dann das eigentliche Hungerjahr 1946, in dem ich geboren wurde. Wie alle Heimkehrer war er kaum zu erkennen, ein Skelett mit einem schlecht sitzenden Glasauge. Innerlich war die Veränderung aber weitaus größer. Die Scham, diesen Krieg mitgemacht zu haben, hat ihn bis an sein Lebensende nicht losgelassen, ein Gefühl, das meine Schwester und ich erzieherisch immer wieder zu spüren bekamen. Wir erlebten eine Mischung aus Wiedergutmachkomplex und echter Entdeckung des Marxismus in seiner zweiten Lebenshälfte, die nun unbedingt die bessere sein musste. Und so war es trotz seiner ehemals christlich geprägten großen Güte recht schwer, mit ihm über politische Probleme zu reden, die man eben als junger Mensch hat. Und natürlich habe ich ihn bewundert, besonders, als wir dann in Schwarza lebten.

Er war wie meine Mutter nicht wieder ans Theater gegangen. Nach dem Trümmerschuppen im Mineralölwerk Lützkendorf in Sachsen-Anhalt bekam er die Leitung der dortigen Bibliothek übertragen, und im Juli 1953, vier Wochen nach dem berüchtigten 17. Juni, als viele austraten, trat er ein in die SED und wurde sofort mit dem Auftrag betraut, das neu erbaute Kulturhaus in Schwarza, dem späteren Rudolstadt-Schwarza, zu leiten. Das tat er von da an bis kurz vor seinem Tod 1978. Es war zunächst Betriebs-Kulturhaus des späteren Chemiefaser-Kombinats »Wilhelm Pieck« Schwarza, dort, wo der Faden für die Nylonstrümpfe, die bei uns Dederonstrümpfe hießen, hergestellt wurde, und erhielt später den Status Kreiskulturhaus des Kreises Rudolstadt. Ich glaube, er hat dort, an diesem großen Haus mit vielen Kultur- und Kunstmöglichkeiten,

eine großartige Arbeit gemacht, mit seinem Team ein enormes Angebot an Freizeitmöglichkeiten zu Spottpreisen bereitgestellt, übrigens genau da, wo heute Möbel oder Ähnliches gelagert werden, eine Schande, wie ich finde. Da wurde im Achthundert-Mann-Saal alles gespielt, was das Theater Rudolstadt im Repertoire hatte. Da liefen regelmäßig Konzerte mit den Gothaer Symphonikern – zu Silvester immer Beethovens Neunte, mit Ingeborg Wenglor in der Sopran-Partie, eine damals sehr bekannte Sängerin an der Staatsoper, die an dem Tag in Berlin mehr Geld hätte verdienen können. Aber auch sie schätzte den EO.

Dann gab es mehrere Tage in der Woche Kino, erst normal, dann Breitwand, dann Cinemascope. Im Kleinen Saal, der vierhundert Leute fasste, fanden die »kleineren« Feste statt, Tanz für alle Altersgruppen, auch meine Tanzstunde. Hinzu kamen unentgeltlich – und damals als selbstverständlich empfunden – über achtzig Zirkel, für Philatelie, Fotografie, Ornithologie und was weiß ich nicht alles, Arbeitertheater, Ballett, Kindertheater, Volkskunstensemble, Klavier-, Gitarren- und Flötenunterricht, dann auch Bands, nein »Combos« nannte man das. Da am dichtesten an seinem eigentlichen Beruf, waren das Arbeitertheater, das Kindertheater sowie das Ensemble mit Kinder-, Jugend-, Frauen-, Männer-, Gemischtem Chor, Kinder- und Erwachsenen-Tanzgruppe – alle zusammen an die fünfhundert Leute – die Lieblinge meines Vaters. Er war der Leiter, und er spielte wieder selbst für die Leute aus dem Werk Theater, geehrt mit dem Kunstpreis des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes, dem FDGB, und dem Sonderpreis für hervorragende darstellerische Leistung.

In Erinnerung geblieben sind mir besonders die jährlichen und über zwei Wochen gehenden Veranstaltungen zum Frauen- und Kindertag und zu den Weihnachtsfeiern mit jeweils einem neuen Theaterstück. Das Chemiefaserwerk war ein Siebentausend-Mann-, besser ein Siebentausend-Frau-Betrieb, zu dem viele Kinder gehörten. Gerade

diese kannten meinen Vater gut, weil er es sich nicht nehmen ließ, jedes Jahr vierzehn Tage lang auf der Bühne den Weihnachtsmann zu spielen, natürlich ohne Rute. Und dann schrieb er, anders als vor dem Krieg, Sketche, Kantaten und Singspiele, vornehmlich für das Volkskunstensemble. Er war Gründer, Leiter, Organisator, Regisseur, Dramaturg, Autor, Schauspieler und Manager in einem.

Für die geschriebene Kantate mit der Ende der fünfziger Jahre berühmten Losung »Chemie bringt Brot, Wohlstand und Schönheit« erhielt er wichtige Ehrungen. Es gab ständig Ereignisse, für die etwas vorbereitet werden musste. Da waren die zweijährlichen Arbeiterfestspiele, immer in einem anderen Bezirk, bei denen er mehrere Goldmedaillen erhielt. Und, ich glaube, wir waren immer mit dabei. Ich sage wir, weil bei all seinen Aktivitäten unsere gesamte Familie integriert war. Die Bühne im Großen Saal war die erste Bühne meines Lebens. Da hab ich mit fünf Jahren Gedichte aufgesagt, als Weihnachtszweig oder so, wie ich war, und bin im Kinderballett herumgehüpft. Mein Klavierunterricht fand in einem der vielen Zirkelräume statt. Mitglieder des Arbeitertheaters, der Chöre waren wir alle, Mama, Papa, Mara und ich. Meine Mutter Annelise sorgte in ihren Zirkeln für die Herstellung der Kostüme, war ständig beschäftigt mit der Basterei von diversen Sachen, Puppen mit den Trachten aller möglichen deutschen Landstriche, kleine hübsche Dinge, die ausgestellt oder bei der Tombola für Vietnam verkauft wurden. In Vorbereitung der Weihnachtsmärchen für das Arbeitertheater wurden unsere Wohnung und ihre Zirkelräume im Kulturhaus zur »Weihnachtsmärchenkostümentwurfsschneiderei«, für die Stücke zum Frauentag und Kindertag etwas Ähnliches. Ich weiß das gut, hab ja vom fünften bis siebzehnten Lebensjahr immer mitgemacht. Kurz: Unser Familienleben fand eigentlich im Kulturhaus statt. Freilich war mein Vater der Chef, aber da es uns Spaß machte, fiel uns sein Chef-Dasein gar nicht so sehr auf.

Was den Chef anbetrifft – obwohl nicht mehr gesund, nur noch ein Drittel Magen vorhanden, Spondylosis im Rücken, Zucker, arbeitete er eigentlich ständig, die letzten zwölf Jahre, die er nach dem Tod meiner Mutter allein lebte, besonders. Und ich glaube, er war beliebt bei vielen, bei seiner Freundin, der Schriftstellerin Inge von Wangenheim, die die Zusammenarbeit mit ihm »einen rundum produktiven und schönen Abschnitt meines Lebens« nannte und: »... du bleibst in ihm bestehen als eine immergrüne Edeltanne.« Von dieser Schriftstellerin abgesehen, mochten ihn die Unteren mehr als die Oberen, also der Hausmeister mehr als seine Chefs. Er kriegte nicht wenige Orden angehängt, und er hat sie verdient aus Treuegründen und einem Übermaß an Verständnis für Kritikwürdiges in diesem Staat. Denn selbst als man ihm die Schiffsreise mit der »Völkerfreundschaft« zu seinem 25. Jubiläum als Kulturhausleiter erst schenkte und dann wieder wegnahm, weil der Platz für Was-weiß-ich-wen gebraucht wurde, musste ich ihm Liebe aus- und Wut einreden.

Was wäre noch zu sagen? Ach ja, der »sozialistische Pfarrer« EO, der die Trauungen, Namensgebungen und Beerdigungen für Leute, die mit der Kirche nichts am Hut hatten, organisierte und natürlich die notwendigen Reden hielt. Da er gut sprechen und schreiben konnte, Geschmack hatte und freundlich war, machte er auch das gut. Jedenfalls blieben die Damen, die mich 1970 und 1999 in Berlin verheirateten, weit unter seinem Maßstab und nicht wenige der Veranstalter, die ich erleben konnte und noch erlebe, wenn ich mit Brecht oder Goethe oder Heine oder Theodorakis durch die Lande fahre, auch.

ansahen. Wenn ich diesen Satz damals laut gesagt hätte, hätte mich jeder, der um unsere vielen Westreisen wusste, für abgehoben und arrogant gehalten. War ich wohl auch.

Ansonsten ging das Jahr so dahin, im Wesentlichen einsam und unglücklich, mit einem schönen Sonntag jeden Monat mit Frauke von 10 bis 18 Uhr.

Eine UNGEWÖHNLICHE Liebe

Ich springe zu 1976 und zwar gleich zum 6. März, 16.30 Uhr, und so zum Festprogramm des 30. Jahrestages der FDJ in den alten Friedrichstadtpalast Berlin, der dann 1984 abgerissen und durch den neuen ersetzt wurde. Wir aber waren im alten, der natürlich von seinen technischen Möglichkeiten überhaupt nicht zu vergleichen war mit dem jetzigen, aber das Flair dort werd ich nicht vergessen.

Louis »Satchmo« Armstrong habe ich dort noch erlebt und bin selber gar nicht selten dort aufgetreten. Einer dieser Auftritte war jener, auf den ich nun zurückkomme: In Wirklichkeit hatte er mich überhaupt nicht interessiert. Filmchen mit Breshnew und Drushba-Freundschaft, Bau-auf-bau-auf-Liedchen. Unser Honecker ließ sich wieder mal feiern vom FDJ-Chor Wernigerode, vom Thomanerchor Leipzig, vom Rundfunkkinderchor Berlin, von Jahrgang 49, von Stephan Hermlin und von Ekkehard Schall.

Kurioserweise sprach Schall einen Text von Kuba, »Sagen wird man über unsre Tage«, und ich sprach Brecht. Aber ich nehme an, dass ich es dieser kuriosen Rollenverteilung zu verdanken habe, mit ihm zusammengekommen zu sein. Jedenfalls lernten wir uns so kennen, und er bat um meine Telefonnummer. Ich weiß nicht, bei welchem Anlass ich diese noch mal so gerne vergeben hätte. Dass ich ihn schon viele Jahre bewunderte, spätestens seit meinem

zweiten Studienjahr, als ich ihn als Arturo Ui sah, ist nun alles andere als ein Wunder. Ich kannte damals und kenne bis heute keinen größeren deutschen Schauspieler als ihn. Heute freilich weiß ich besser, wieso er das ist.

Meine Aufregung lässt sich also verstehen. Als mein neues Telefon klingelte, glaubte ich, nicht richtig zu hören. Schall war dran, und wir verabredeten uns. Wo und wie wir uns trafen, kann ich nicht mehr sagen. Jedenfalls wurde nicht lange drum herumgeredet. Schall machte mir quasi einen Antrag, mit dem großen Haken allerdings, dass er, der ja bekannterweise Brechts Schwiegersohn war, verheiratet bleiben würde. Barbara, seine Frau, aber jetzt schon eingeweiht sei. Wie sehr ich verdattert war, lässt sich leicht denken. Also was steht ins Haus? Eine *Ménage-à-trois*. Und ich behielt meinen Kopf nicht oben, wie es im »Barbara-Song« aus der »Dreigroschenoper« heißt, allerdings bat ich mir Bedenkzeit von vierzehn Tagen aus. Und dann sagte ich Ja, noch nicht glaubend, dass es einmal eine richtige Liebe würde und schon gar nicht glaubend, dass das mit einer zweijährigen Unterbrechung fünfzehn Jahre dauern würde. Es war, von meiner jetzigen Ehe abgesehen, die längste Beziehung meines Lebens, natürlich auch einerseits eine bequeme, denn wir kamen nur zusammen, wenn wir wollten und Zeit hatten, zweimal, manchmal dreimal die Woche und ab 1977 jedes Jahr zu einem großen Urlaub, für den Barbara Ekkes Koffer packte.

Die andere Seite dieser Medaille war: Heiligabend war ich immer alleine, aber der erste Weihnachtsfeiertag war Fraukes und der zweite Ekkes. Das mit der *Ménage-à-trois* stimmte nur zur Hälfte. Wir lebten natürlich nicht zu dritt zusammen. Ich war seine Geliebte, und alle wussten das. Es gab also keine Lügen, und brauchte keine zu geben, weil Barbara eine große, tolerante und kluge Frau war, noch dazu eine, die derartige Verhältnisse von Papa Brechts Seiten gekannt hatte. Wie ihre Mutter, Helene Weigel, schenkte sie ihrem Mann eine Geliebte und hielt ihn so bei sich. Brecht

hat dieses Thema »Ein Geschenk schenken« in einem seiner Texte in »Me-ti, Buch der Wendungen« gestaltet.

»Es geht auch anders, aber so geht es auch«, um nun noch mal mit der »Dreigroschenoper« zu sprechen. In meinem Lebensumfeld war meine Liebe relativ leicht ausleben. Das »leicht« freilich auch mit Hilfe anderer. Einmal nämlich hätte es fast ein Problem gegeben. Ich war, wie schon gesagt, Mitglied der SED und seit 1973 in der Parteigruppe der Freischaffenden im Komitee für Unterhaltungskunst.

Dorthin kam eine Dame, na, sag ich, Genossin, aus der Provinz und wurde die Parteisekretärin. Sie kam aber nicht nur aus der Provinz, sie war Provinz. Also noch sehr geprägt von den zehn Geboten der sozialistischen Moral und Ethik, die den Mitgliedern der SED oft Kopfzerbrechen bereitet hatten. Ich hab im Kapitel meiner Studentenzeit erzählt, wie mein sehr geliebter Professor Gerd Schönfelder wegen eines etwas komischen Verhältnisses ein Parteiverfahren bekam. Und nun wollte sich meine Parteisekretärin in ähnlicher Weise hervortun und regte in der Parteileitung an, der Genossin Gina Pietsch ein Verfahren anzuhängen, weil sie – clever, clever – rausgekriegt hatte, dass ich mit dem Genossen Ekkehard Schall zusammen war. Der damalige stellvertretende Generaldirektor des Komitees für Unterhaltungskunst, Walter Kubiczeck, seit 1963 Komponist, Arrangeur und Orchesterleiter, den ich gut leiden konnte, er mich wohl auch, erzählte mir vom Vorhaben meiner Parteisekretärin. Abgewendet hatte Walter das wohl selbst, indem er beschrieb, wie die Sache ausgehen würde. Man müsste sich bei diesem Vorhaben an den ersten Sekretär der Bezirksleitung, Konrad Naumann, wenden, der sich selber gerade in einem nicht sehr moralischen Verhältnis mit der noch mit dem Schriftsteller Hermann Kant verheirateten Vera Oelschlegel befand. Meine kleine Sekretärin tat mir fast leid. Und Ekke hat natürlich gekichert. Meinem Vater, der ja auch in der Provinz lebte,

allein in Rudolstadt, habe ich diese meine Lebensweise allerdings ein ganzes Jahr verschwiegen.

Am 15. Februar 1977 hab ich dann all meinen Mut zusammen genommen und ihm geschrieben: »Also, ich bin seit einem Jahr mit Ekkehard Schall zusammen. Er ist, wie Du weißt, mit der Tochter von Brecht und Weigel verheiratet, hat Kinder. Ich kenne die ganze Familie und sie mich. Seine Frau unterstützt diese Verbindung, was mir lange schleierhaft war. Es war da immer eine Zweite, und bei Vater Brecht war das auch so, und ich gelte als die für ihn produktivste. Das ist natürlich auch kaum zu verstehen und hängt wohl auch ein bisschen mit dem Extraordinärsein der Lebensumstände zusammen und damit, dass sie eine sehr kluge und freundliche Frau ist, die ihn sozusagen ›gemacht hat«. Also lebe ich nicht nur im Gebundensein der Liebe, sondern auch in der Abhängigkeit von einer toleranten Frau. Mittlerweile haben sich alle an diese Umstände gewöhnt, die Kollegen, etc. Sicher wäre ich auf die Werbung vor einem Jahr nicht eingegangen, wenn ich nicht allein gewesen wäre. Und anfangs war's auch Eitelkeit. Heute ist das anders. Ich liebe diesen Mann so, dass ich leider völlig die Suche nach etwas Realisierbarem aufgegeben habe ... Nun kann's sein, dass Du mich verurteilst, obwohl ich mich selbst sauberer und ehrlicher fühle als in dem Jahr vorher, also, wo so einiges ausprobiert wurde. Eins sollst Du bloß nicht denken, weil ich heute nicht mehr blind in die Welt gucke, auch wenn's um Liebe geht: Ich meine, dass dieser Mann nichts ausnutzt und Deine Tochter so behandelt, wie's ihr zukommt. Bisher hat überhaupt kein Mann so viel für mich getan wie dieser. Dabei meine ich nicht Protektion. Das macht er nicht. Und das geht auch nicht. Das muss ich selber schaffen. Ich hab ne ganze Menge Leute kennengelernt durch ihn. Das ist wahr. Er ist irgendwo ein sehr einfacher Mensch, aber einer der wenigen wirklich sehr klugen Schauspieler. Und sehr gutmütig und Genosse selbstverständlich und für

mich nach Dir und Frauke der liebste Mensch geworden. Vielleicht möchtest Du ihn mal kennenlernen (er möchte's gerne), um zu sehen, dass die Wahl gut ist, auch wenn ich den Gedanken an die Zukunft ein bisschen verdränge.«

Mein Vater, der mit allen meinen Männern Probleme hatte, weil sie ihm alle nicht gut genug waren, hat dieses merkwürdige Verhältnis akzeptiert und mir beim nächsten Treffen gewünscht: »Schätzchen, und wenn's nur fünf gute Jahre sind, leb sie.« Chapeau, dachte ich, war ungeheuer erleichtert und hab mich geschämt, dass ich ihm so wenig menschliche Haltung zugetraut hatte. Freilich, mein Vater war auch mal Schauspieler, und auf diesen »Schwiegersohn« war er offensichtlich mindestens so stolz wie ich.

Kurz vor seinem Tod, 1978, bei unserem gemeinsamen letzten Besuch, hat er Ekke allerdings moralisch so erpresst, dass es mir gar nicht recht war. »Sei gut zu ihr«, hat er ihm, im Krankenbett liegend, gesagt. Ach, musste das sein?

Wieder ein Jahr zurück: Ich wohnte damals, 1976, in der Hans-Loch-Straße in Friedrichsfelde. Ekke, der ja in der Friedrichstraße, gegenüber vom neuen Friedrichstadtpalast wohnte, empfand meine Wohnung immer als »Ausland«, was mir heute komisch erscheint, aber Berlin kam uns damals eben noch wesentlich größer vor. Von Mitte aus war es schon weit. Und, nachdem ich eines Nachts Ekke früh um vier runter zum Auto gebracht hatte und mich kurz bevor ich den Fahrstuhl schließen konnte ein Mann überfiel, war meine Freude über die neue Wohnung dahin. Bis 1978 sollte es noch dauern, dann gelang mir ein Dreifachtausch und ich zog zu Ekke um die Ecke – so haben wir das immer formuliert – in die Marienstraße 8, genau auf der Hälfte zwischen BE und Möwe, dem berühmten Berliner Künstlerklub, finanziert von der Gewerkschaft Kunst und beliebter Treff zum Abfeiern nach der BE-Kantine.